

Diskursethik und ideale Sprechsituation bei Apel und Habermas

Vortrag von Dr. Florian Roth vom 8. Februar 2002 an der Münchner Volkshochschule

Einleitung zum performativen (Selbst-)Widerspruch

„Ich sage heute kein einziges Wort“ – keine Angst, ich werde mich heute nicht der Arbeitsverweigerung schuldig machen (das auch an Sie, Herr Dr. Schlüter) –

Nein mit diesem paradoxen Satz will ich den Anfang machen, um sie in die Geheimnisse der sog. DISKURSETHIK einzuführen. Und ein besonderer Juwel der Diskursethiker, gleichsam ihre Geheim- und Wunderwaffe, ist der sog. „performativ (Selbst-)Widerspruch“, dem ich mich mit meinem Anfangssatz schuldig gemacht habe. Was heißt denn nun dies?

„Selbstwiderspruch“ – nun gut, werden Sie sagen, das ist wohl klar. Und irgendwie widersprüchlich erschien doch mein Eingangsstatement. Aber was zum Teufel heißt denn nun: „performativ“ – man kennt wohl vielleicht noch das englische „performance“: was soviel wie Vorstellung, Darbietung heißt – und hier ist man schon auf der richtigen Fährte: Es geht bei dem, was man sprachwissenschaftlich auch „Performanz“ nennt, um den aktuellen Sprachvorgang, die Sprachverwendung in einer konkreten Sprechsituation – die Vorstellung, die ich durch mein Sprechen hingelegt habe sozusagen. Wenn ich spreche, tue ich etwas, indem ich spreche. Wenn ich sage: „Hören Sie zu!“ gebe ich damit einen Befehl etc. Es gibt den Inhalt dessen, was ich sage, auch als „propositionaler“ Gehalt bezeichnet, und andererseits den „performativen“ Aspekt, das, was ich tue, indem ich etwas sage.

Gehen wir zu meiner Ausgangsparadoxie zurück: „Ich sage heute kein einziges Wort“ – habe ich gesagt: Mit diesem Satz habe ich etwas getan, nämlich einen Satz, mehrere Wort gesagt – diese Handlung negiert aber gerade den Inhalt meines Satzes, dass ich nämlich heute gar kein Wort sage. Das Behauptete hat sich durch den Akt des Behauptens gleichsam selbst dementiert.

Ja, ja, nun gut, könnten Sie nun erwidern – so wahr, so trivial. Was bringt uns das philosophisch weiter?

Karl-Otto Apel, neben Jürgen Habermas, einer der beiden zeitgenössischen Diskursethiker, die ich ihnen heute vorstellen will, benützt dies als Hebel, um nichts Geringeres zu erreichen als eine philosophische Letztbegründung von Moralprinzipien.

Gegenüber der Möglichkeit von Letztbegründungen hat im 20. Jahrhundert der kritische Rationalist Hans Albert mit dem sog. Münchhausen-Trilemma argumentiert – ein Trilemma ist sozusagen ein Dilemma, aber mit 3 statt mit 2 Sackgassen:

Albert zufolge gibt es bei der Letztbegründung 3 Wege, und alle führen ins Dickicht. Was meine ich mit Letztbegründung: Sie kennen doch sicher die Situation, wenn kleine Kinder fragen: Warum ist das oder jenes so und so? Dann sagt man, weil... so und so. „Und warum ist das so und so...“, geht es dann weiter. Eine Letztbegründung wäre nun ganz einfach eine letzte Begründung, bei der sich weiteres Fragen erübrige. Der letzte Grund, über dem es keinen weiteren gibt.

Bei der Linie immer weiter gehender Begründungen gibt es nach Albert aber nur 3 Möglichkeiten: 1. ein unendlicher Regress, ein Rückgang in immer weitere Begründungen bis in die Unendlichkeit – also keine Letztbegründung nirgends. Oder 2. Ein Zirkel: Man Begründet etwas durch etwas, was eigentlich erst zu beweisen war, man bewegt sich also im Kreis. Auch nicht sehr schön. Schließlich 3. – bei Kinderfragen sehr beliebt: man bricht die Argumentation einfach ab, und statuiert einfach dogmatisch: Das ist eben so. Als Kind hatte ich einen Freund, den ich immer mit Fragen löcherte – dann sagte er irgendwann einfach: „weil halt“ – das brachte mich als jungen Logiker zur Weißglut.

Münchhausen-Trilemma nannte Albert das in Anspielung auf den Lügenbaron Münchhausen, der behauptete, sich am eigenen Schopf aus dem Sumpf gezogen zu haben:

Und Apels „performativer Selbstwiderspruch“ ist nun sozusagen die magische Hand, an der sich der moderne Ethiker Münchhausen aus dem Sumpf allgemeiner Relativität und fehlender allgemeingültiger Begründung von Normen herauszieht.

Wie das? Bevor ich nun zu Apels anspruchvollem Begründungsprogramm komme, möchte ich sie noch länger auf die Folter spannen und mit 4 sozusagen philosophiehistorischen Vorbemerkungen beginnen: die sollen den Kontext abstecken, in dem sich ein mit den Namen Apel und Habermas verbundenes Programm entwickelte, das sozusagen aus dem Geist des Gesprächs, der Verständigung, des Miteinander-Redens (um die Titelbegriffe unserer Vortragsreihe zu zitieren) moderne Ethik begründen soll:

1. Die Tradition des sokratischen Dialogs und der Maieutik, der sokratischen Hebammenkunst
2. Kants Transzendentalphilosophie und sein kategorischer Imperativ als Vorbild für eine universalistische Ethik mit einem formalen Grundprinzip (wie sie auch die Diskursethik auf gewisse Weise darstellt)
3. Der vielleicht schon mit Hegel einsetzende relativistische Diskurs der Moderne oder noch besser der Postmoderne
4. Schließlich der von Habermas und Apel für das 20. Jahrhundert diagnostizierte Paradigmenwechsel hin zu einer Philosophie von Sprache und Intersubjektivität (statt einer Seins- oder Bewusstseinsphilosophie)

Sokrates

Die Diskursethiker wollen durch die rationale Diskussion zu gemeinsamen Wahrheiten und Normen kommen, wollen überzeugen, nicht überreden, Konsens statt Diktat ist ihr Ziel. Die Geburt der klassischen Philosophie ist in den Gesprächen des Sokrates festzumachen. Er verwickelte die Menschen in Diskussionen über scheinbar einfache Fragen: Was ist Tapferkeit? Was ist Tugend? Was ist Frömmigkeit? – übrigens meist ethische Fragestellungen. Und er fragte immer nach, er stellte Vorurteile und angebliche Selbstverständlichkeiten in Frage, er führte die Leute durch geschicktes Fragen und Argumentieren in der gemeinsamen diskutierenden Suche nach der Wahrheit auf die Spur des Richtigen – Sokrates Rede war mächtig, aber nicht durch autoritatives Behaupten, sondern durch den „zwangslosen Zwang des besseren Argumentes“ – wie Habermas das später von der Situation des idealen rationalen Diskurses sagte. Er führte die Leute ohne Zwang, Druck, angeblich auch ohne Trickereien und Täuschungen zur Einsicht, zur Übereinstimmung, zum Konsens. Im Gegensatz zu den Sophisten setzte er auf Überzeugung, nicht Überredung. Seine Kunst, so er selber, sei denen der Hebammen gleich – Hebammenkunst heißt griechisch Maieutik – er hilft den anderen nur bei der Geburt ihrer eigenen Gedanken.

Die Griechen liebten die Muße, sie liebten das gute Gespräch. Das, was ich das gute Gespräch, nenne, muss – um einen Terminus von Habermas zu gebrauchen – „handlungsentlastet“ sein. D.h. dieser Diskurs darf um frei und völlig rational zu sein, nicht nur als Vorbereitung einer zeitlich drängenden Handlungsentscheidung dienen –er muss in einem Freiraum geschehen, in denen sich Gedanken, Argumente und Gegenargumente, Behauptungen und Infragestellungen zwanglos und ohne Druck entfalten können.

Egoistische Interessen, die egal was es kostet, durchgesetzt werden müssen – um den Preis der Lüge und der Einschüchterung etwa -, dürfen ihn nicht belasten. Der Sokrates, wie Platon ihn in seinen Dialogen auftreten lässt, zeichnet einmal den Philosophen, den es nur um die Wahrheit geht, als Gegensatz etwa zum Politiker und zum vor Gericht Argumentierenden: sie wollen nicht Recht haben, sondern nur Recht behalten, Recht bekommen; sie wollen ihre Interessen durchsetzen, durch ihr Reden wirken, nicht die Wahrheit suchen. Ihr Handeln ist immer strategisch in einer Rationalität von egoistischen Zwecken eingesponnen.

Diese Unterscheidung berührt sich mit der Habermas'schen von strategischem Handeln einerseits, kommunikativen Handeln andererseits. Durchsetzung von Interessen durch ausgeklügelte Strategien hier, die verständigungsorientierte gemeinsame Suche nach dem Wahren und Richtigen dort.

Kant

Ich habe historisch weit ausgeholt: bis ins 5. vorchristliche Jahrhundert – um die Tradition, aus der die Habermas'sche Rationalität des Gesprächs entstammt nachzuzeichnen. Wenn ich nun Kant erwähne, dann ist das ja schon fast ein Sprung in die Gegenwart, zumindest ins 18. nachchristliche Jahrhundert:

Kant steht hier für 2erlei: 1. Erstens für die „Transzendentalphilosophie“ – Apel spricht bez. seiner Ethik von „Transzendentalpragmatik“: Transzendental ist bei Kant das, was vor jeder realen Erfahrung als ihre Voraussetzung, als Bedingung ihrer Möglichkeit besteht. Nach Kant gibt es bestimmte Verstandeskategorien und Anschauungsformen, die unsere Erfahrung erst konstituieren. Apel transformiert diesen Gedanken der „Bedingung der Möglichkeit“ vom sozusagen Monologischen, Subjektivem zum Dialogischen, Intersubjektiven: bei seiner Ethikbegründung geht er von den Bedingungen der Möglichkeit von Argumentation überhaupt aus, genauer gesagt: den Regeln des Argumentierens, die jedem konkretem Argumentieren vorausliegen.

Kant steht noch mehr aber für ein 2.: Für eine absolute, kategorische Moral, die unabhängig sozusagen von Zeit und Ort, von geschichtlicher Epoche und kulturellem Kontext für alle gilt. Und für ein Moralprinzip, das die Verallgemeinerungsfähigkeit zum Kriterium jeder Handlungsnorm macht:

»Handle so, dass die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne.« - so der kategorische Imperativ Kants.

Dieses Kriterium schließt z.B. die Lüge aus: denn können Sie wollen: dass es allgemeines Gesetz wird zu lügen: Auf was kann man sich dann noch verlassen? Nicht einmal auf die Worte eines Philosophiedozenten.

Alle Gruppenmoralen, die eben etwas Eigenes und Besonderes sind und sich nicht verallgemeinern lassen, werden von Kant ausgeschlossen. Es gibt ein allgemeines Moralgesetz, als Faktum der Vernunft in jedem Geist wohnend, und alle regionalen Besonderheiten haben diesem zu weichen. Es gilt überall und immerdar.

Relativismus

Gegen diesen Universalismus, mit seiner Tendenz, alle Differenzen zu nivellieren, den Menschen nur noch als moralischen Welt- oder besser Himmelsbürger zu betrachten und nicht mehr als konkret in bestimmten Traditionen und Gemeinschaften beheimatet, hat sich eine andere philosophische Tradition gewandt: Gegen die universalistische, formalistische, abstrakte Moralität die konkrete Sittlichkeit, wie sie in lebendigen Gemeinschaften, Institutionen und Traditionen wohnt – so Hegel, so heute die sog. Kommunitaristen, die den Wert der Gemeinschaft propagieren.

So ähnlich aber auch eine radikal relativistische Tradition, die die Verschiedenheiten der Epochen, der Sitten, der Kulturen betont: es gibt nicht DAS GUTE: sondern nur das in einem bestimmten historisch-kulturellen Kontext bezogen auf eine konkrete Gemeinschaft und ihre Sitten jeweils als GUT ERACHTETE.

So auch die Postmoderne, die die allgemeingültige Wahrheit und Moral im unverbindlichen Spiel der Differenzen lustvoll untergehen lässt.

Habermas Hauptkontrahenten waren nun lange die Philosophen der Postmoderne wie Derrida und Lyotard. Sie haben den abendländischen, westlichen Universalismus entlarvt als imperialistischer Ethnozentrismus, Eurozentrismus:

Was bei uns angeblich absolut gilt: muss z.B. doch in China mit seinen ganz anderen Traditionen, seinen asiatischen Werten doch nicht genauso gelten. Und wer das behauptet, wird der westlichen Arroganz geziehen.

Ich übertreibe – aber nur ein bisschen.

Gegen die Gefahr der Beliebigkeit setzt Habermas nun das, was er in einem berühmten Aufsatztitel: „Die Einheit der Vernunft in der Vielheit ihrer Stimmen“ nennt.

Das tut er aber nicht etwa, indem er die alte Metaphysik wiederbelebt – mit ihren dogmatischen Annahmen einer einheitlichen und höheren geistigen oder religiösen Welt, die unsere Normen absolut begründet. Und auch nicht, indem er einfach die Bewusstseins- und Subjektphilosophie eines Descartes oder Kant wiederholt: Nein, Apel und Habermas, transformieren etwa Kant, indem sie ihn sprachphilosophisch reformulieren. Sie sprechen von einem Paradigmenwechsel:

Paradigmenwechsel

Man kann hier ein einfaches Schema von 3 Perioden der Philosophie ansetzen: 1. stand das Sein, sozusagen das Objekt meiner geistigen Betrachtung im Mittelpunkt, dann 2. das Bewusstsein, das Subjekt und nun 3. durch die sprachphilosophische Wende: die Intersubjektivität und die Sprache als Inbegriff und Medium der Intersubjektivität.

- I Die klassische Metaphysik seit der Antike sei vom Paradigma des Seins gekennzeichnet. Nicht der menschliche Blick, die menschliche Erkenntnis, das menschliche Subjekt sei im Mittelpunkt gestanden, sondern das objektive Sein. Sein nicht Bewusst-Sein, Objekt nicht Subjekt. Von dieser objektiven Struktur der Welt her, ob in einer metaphysischen Vorstellung einer höheren geistigen Welt oder in der Idee Gottes, seien wir als Subjekte zu denken, daraus abzuleiten.
- II Mit Descartes habe sich dann die entscheidende Wende zur Bewusstseinsphilosophie vollzogen. Das letzte Fundament menschlicher Gewissheit ist das COGITO, das ‚Ich denke‘ meiner subjektiven Selbstvergewisserung, auf diese erste Gewissheit baut man in Gedanken die ganze Welt erst wieder philosophisch auf. Die Gefahr des einsamen Ichs, das sich seiner Welt nicht mehr sicher sein kann; das Rätsel, wie das weltlose Subjekt zur objektiven Welt gelangt; die Abgründe des Solipsismus: der Zweifel, ob außer mir selbst überhaupt etwas existiert – alles ist darin potenziell angelegt. Bei Kant wird dies im Vergleich zu Descartes noch verstärkt: die menschliche Subjektivität kann sich nicht mal sicher sein, zur Welt der Dinge an sich vorzustoßen, sie hat nur die Welt, wie sie ihr erscheint – durch die Brille ihrer subjektiven Kategorien und Anschauungsformen. Bei Fichte dann radikalisiert, für denn das absolute Ich, nicht die Welt, die Objektivität, dann das Primäre ist.
- III Nun sei aber nach diesen beiden Stadien der Philosophie: Die reine Objektivität, dann der Mensch als einsames, monologisches Subjekt, vereinzeltes Ich – eine neuer Schritt nötig: zur Intersubjektivität, zu Sprache und Kommunikation als Band zwischen den Menschen – nicht durch reine menschenlose Objektivität, die dogmatisch behauptet wird, auch nicht durch die Subjektivität des reinen Ichs, nein, nur durch die vielen Dus, durch das Wir der Kommunikationsgemeinschaft ist Wahrheit und moralische Richtigkeit zu erreichen. So angelsächsische Pragmatisten und Sprachphilosophen – so auch Apel und Habermas mit ihrer Konsenstheorie der Wahrheit und mit der Diskursethik.

Diese Wende erlaubt nun einiges:

1. Wird die Illusion einer reinen Bewusstseinsphilosophie aufgebrochen, in der die ganze Welt, auch die moralische, gleichsam aus dem einsamen Denken des isolierten Subjekts sich aufbaute.

2. Wird Vereinheitlichung nicht im Monolog des einsamen Denkers unter Ausschluss der realen Vielfalt der Individuen hergestellt, sondern: ein gemeinsamer Konsens gesucht in einem Diskurs, in dem die reale Vielfalt der Individuen und ihrer Positionen eingebracht wird – jedoch mit der Orientierung auf gemeinsame Verständigung. Differenz und Gemeinsamkeit, Einheit und Vielfalt waren in dem pluralistischen, verständigungsorientierten Dialog so gleichsam vereinigt.
3. Werden – so insbesondere Habermas – zweierlei ethische Intuitionen vereinigt: Freiheit und Solidarität: jedes Individuum kann frei und mit seinem Eigenen am Diskurs teilnehmen – das Moment von Individualität und Freiheit ist konstitutiv -; aber das Individuum bewegt sich hier nicht als Robinson auf der Insel: sondern in der realen Sprach- und Argumentationsgemeinschaft, auf die jeder angewiesen ist, und in Achtung aller anderen Gesprächspartner als gleichwertig und – im praktischen, ethisch orientierten Diskurs – in der Orientierung auf eine Verständigung, in der die Standpunkte und Interessen aller aufgehoben sind.

Ich habe hier mehrmals vom Diskurs gesprochen. Dieser Begriff ist im Sinne von Habermas zu erläutern. Ich habe auch ein ziemlich idealisiertes Bild von Gesprächs- und Diskussionssituationen gezeichnet, nämlich im Sinn von Habermas „idealer Sprechsituation“ – auch das ist erläuterungsbedürftig.

Diskurs

Diskurs ist für Habermas nicht jedes Gespräch, jede Kommunikation, nicht jedes verständigungsorientierte Handeln. Sondern Diskurs im engeren Sinne ist für Habermas „die durch Argumentation gekennzeichnete Form der Kommunikation, in der problematisch gewordene Geltungsansprüche zum Thema gemacht und auf ihre Berechtigung hin untersucht werden. Um Diskurse zu führen, müssen wir in gewisser Weise aus Handlungs- und Erfahrungszusammenhänge heraustreten, hier tauschen wir keine Informationen aus, sondern Argumente, die der Begründung (oder der Abweisung) problematisierter Geltungsansprüche dienen.“

Wenn wir etwas in Frage stellen, problematisieren: darüber diskutieren, ob etwas sich wirklich so verhält (im theoretischen Diskurs), oder ob eine Handlung, ein Prinzip, eine Regel richtig, akzeptabel, moralisch vertretbar ist (im praktischen Diskurs) – immer dann treten wir aus der Mühle der Alltäglichkeit, in der wir immer schnell handeln und reagieren müssen, heraus, nehmen sozusagen eine Distanz zu den Dingen (und uns selber) ein und fragen uns, was wahr und richtig ist, bzw. sprechen, diskutieren, streiten darüber. Nicht der praktisch alltäglich handelnde und dabei sprechende Mensch; nicht der einsam sinnierende Denker; sondern das diskutierende Seminar, oder vielleicht besser die ideale Volksversammlung in der antiken demokratischen Polis bzw. das angeregte Gespräch bei einem sokratischen Gastmahl – das sind sozusagen für Habermas die philosophisch ausgezeichneten menschlichen Verhaltensweisen.

Und in diesem Diskurs herrschen nun merkwürdigerweise Annahmen vor, die als „kontrafaktisch“ beschrieben werden – also sich z.T. im Gegensatz zu den realen Fakten befinden:

Wenn wir diskutieren, tun wir in der Regel so,

- als ginge es uns allen nur um Richtigkeit und Wahrheit, nicht um bestimmte Interessen;
- tun wir so, als würde die Relevanz des Gesagten nur von seinem Inhalt, nicht von der persönlichen Autorität des Sprechenden abhängen;
- tun wir so, als würde da Ziel nicht das trotziges Recht-Behalten, sondern das objektive Recht-Haben sein;
- tun wir so, als würde nur das Überzeugen, nicht das trickreiche Überreden, der mehr oder minder sanfte Druck als Spielmarken im Argumentationsspiel zählen.

Wenn wir das nicht täten, gebe es kein wahres Argumentieren, keine richtige Diskussion. Prototypisch ist die Politik – ich spreche aus eigener Erfahrung als Vorsitzender der Münchener Grünen, in denen natürlich der ideale Diskurs vorherrscht.

In der Politik tut man also folgendermaßen:

- Natürlich diskutiert man nur sachlich, auch mit dem politischen Gegner – zumindest tut man so;
- man tut so, als würde man Argumente nur wegen ihres Sachgehaltes, nicht wegen ihrer psychologischen Wirkung oder ihres Vorteils im Wahlkampf einsetzen;
- man tut so, als würde man etwas nur aus sachlichen Gründen schlecht finden und nicht etwa nur, weil es der politische Gegner vertritt und man das Gegenteil sagen muss, um sich von ihm abzusetzen, sich zu profilieren etc.

Man könnte natürlich sagen, anders, ohne diese Illusion, wäre es ehrlicher: aber das würde jedes politische Argumentieren, jede Bundestagsdebatte unmöglich machen (Okay, für einige wäre letzteres vielleicht nicht der größte Verlust).

Und diese gesamten oft eben kontrafaktischen Annahmen sind als Voraussetzungen des Diskurses die Regeln, die gleichsam jene Utopie vorwegnehmen, die Habermas unter dem Begriff der idealen Sprechsituation fasst.

Exkurs zu Sprechakttheorie und zu dem, was man (Sprach-)Pragmatik nennt

Vor der Skizzierung der idealen Sprechsituation aber nun ein kurzer Exkurs über die Sprechakttheorie, die Habermas' Überlegungen zugrunde liegen:

Der Begriff des Sprechaktes geht auf den analytischen Philosophen Austin zurück. In der Sprachwissenschaft, der Linguistik, unterscheidet man die SYNTAX, welche die formale Relation der sprachlichen Zeichen zueinander untersucht und die SEMANTIK, sozusagen die Bedeutungslehre, die die Beziehung zwischen den Zeichen und den Gegenständen analysiert, denen sie zugeordnet sind, und schließlich die PRAGMATIK, welche die Beziehung zwischen sprachlichen Zeichen und Zeichenbenutzer analysiert. Sie versteht Sprechen generell als Form menschlichen Handelns, d.h. im Rahmen komplexer sozialer und kommunikativer Prozesse (Soziolinguistik). Die Sprechakttheorie betont den Handlungscharakter menschlicher Äußerungen. Indem man etwas sagt, tut man etwas. Wenn ich sage: „Wehe, sie verlassen den Saal, bevor mein Vortrag zu Ende ist“ – dann habe ich mit diesem Satz etwas getan: Ich habe eine Drohung ausgesprochen, ich habe ihnen gedroht. Man kann bei einem Sprechakt den sog. illokutiven Teil, der die Intention einer Äußerung in einer bestimmten Situation bestimmt, vom dem propositionalen Gehalt, also dem Inhalt der Äußerung unterscheiden. Ersteres ist manchmal implizit, manchmal explizit. Man kann sagen: „Ich sage ihnen, dass das nicht gut ist“. Oder: „Ich warne Sie, dass zu tun“ – Möglich ist aber auch einfach zu sagen: „Das ist nicht gut“ – „Tun Sie das nicht“.

Ideale Sprechsituation

Nun zur idealen Sprechsituation: In der idealen Sprechsituation ist jeder Sprecher gleichberechtigt: alle können Diskurse eröffnen, sie durch Rede und Gegenrede weiterführen; jeder Gesprächspartner hat die gleiche Chance, etwas zu behaupten, empfehlen, zu rechtfertigen oder zu interpretieren – sowie jeglichen Geltungsanspruch, der erhoben wurde, zu problematisieren – alles kann von jedem in Frage gestellt werden. Alle müssen die selbe Chance haben, ihre Intentionen, ihre Gefühle zum Ausdruck zu bringen; alle müssen auch die gleiche Chance haben, etwas zu fordern, anzubieten, zu versprechen etc.

In solch einem Diskurs bemühen sich alle um Verständlichkeit, sollen alle wahrhaftig sein (nur sagen, was sie wirklich meinen), versuchen alle wahre Äußerungen und richtige Werturteile zu machen.

Die Situation ist von Gleichberechtigung, von Offenheit und Transparenz, von Wahrhaftigkeit und Redlichkeit gekennzeichnet. Natürlich ist das alles faktisch so gut wie nie der Fall. Hätten wir aber nicht alle zumindest unbewusst diese Vorstellung des idealen Diskurses in uns sozusagen als regulativer Begriff oder als reale, handlungswirksame Utopie – eine wirkliche Diskussion wäre nicht möglich. Sinnvolles Argumentieren würde aufhören.

„Die ideale Sprechsituation ist weder ein empirisches Phänomen noch bloßes Konstrukt, sondern eine in Diskursen unvermeidlich reziprok vorgenommene Unterstellung“, schreibt Habermas – er spricht von einer Antizipation, einer Vorwegnahme, dieser idealen Sprechsituation – gewissermaßen als regulative Idee.

Eine Einigung in einem Diskurs in einer idealen Sprechsituation ist ein vernünftiger Konsens. Die regulative Idee der idealen Sprechsituation bietet allein Gewähr dafür, dass wir mit einem faktisch erzielten Konsensus den Anspruch eines vernünftigen Konsensus verbinden dürfen.

Der ideale Diskurs ist der Ort, wo Wahrheit und moralische Richtigkeit qua rationalem Konsens aller Beteiligten entsteht.

Transzendentalpragmatik und Letztbegründung der Ethik bei Apel

Apel und Habermas argumentieren vor dem Hintergrund einer verbreiteten relativistischen Anschauung, der zufolge insbesondere in moralischen Fragen der Anspruch eines universellen Konsenses und universeller Gültigkeit (gefährliche) Illusionen seien. Letztlich beruhen moralische Normen auf nicht mehr hinterfragbaren kulturellen Traditionen, die nach Zeit, Ort, Gruppe, Volk differieren.

Insbesondere Apel versucht die Argumentation des moralphilosophischen Skeptikers zu widerlegen und zwar mit den Mitteln einer sog. „Transzendentalpragmatik“. Was soll dies Wortumgetüm bedeuten. Pragmatik meint die Lehre von den konkreten Sprechsituationen, von der kommunikativen Situation des intersubjektiven Sprachhandelns. Transzendental sind Überlegungen, die auf grundsätzlichen Voraussetzungen, auf die Bedingungen der Möglichkeit von Erkenntnis, Verständigung, Argumentation etc. rekurrieren. So wie Kant nach den vorausliegenden Bedingungen der Möglichkeit von Erfahrung und Erkenntnis, die für uns unhintergebar sind, fragte – so fragt Apel nach den unhintergebaren Voraussetzungen des Argumentierens. Hatte Kant die monologische Erfahrung des einzelnen Subjekts im Blick, so konzentriert sich Apel nach der Wende zur Sprache und zum Intersubjektiven auf die Kommunikation als Form intersubjektiver Wahrheitssuche.

Und hier kommt nun die anfangs erwähnte Wunderwaffe des „performativen Selbstwiderspruchs“ zum Einsatz – gleichsam als Letztbegründung ex negativo.

Der Gedanke ist eigentlich ganz einfach: Selbst ein radikaler Skeptiker, der an nichts glaubt, muss, vertritt er seinen skeptischen Standpunkt argumentativ durch den Akt des Argumentierens, durch diese Sprachhandlung gewisse Voraussetzungen stillschweigend akzeptieren. Die dem Akt des Redens, dem performativen Aspekt, innewohnenden stillschweigenden Grundannahmen, dementieren den Gehalt der Rede. Simplex Beispiel. Sagt der Skeptiker: „Es gibt keine Wahrheit“ – so stellt er mit dem Aussprechen dieses Satzes in einer argumentativen Situation selber einen Wahrheitsanspruch auf und negiert so den Inhalt dieses Anspruchs. In einem praktischen Diskurs über Moral, über Normen, werden nun im Akt des Argumentierens, im praktischen Sich-Einlassen auf das Spiel der Argumentation gewisse Grundregeln stillschweigend akzeptiert, ohne die Argumentieren nicht möglich wäre.

Man könnte auch sagen: **Was Voraussetzung jeglicher Argumentation ist, kann nicht sinnvoller Weise argumentativ in Frage gestellt werden.**

Und diese Regeln sind eben im Großen und Ganzen die Rahmenbedingungen einer idealen Sprechsituation: Dazu gehören insbesondere:

- dass jeder dazu fähige an dem Diskurs teilnehmen kann,

- dass jeder jede Behauptung problematisieren,
- jeder jede Behauptung in den Diskurs einführen,
- jeder seine Wünsche und Bedürfnisse äußern und
- keiner durch Zwang an der Wahrnehmung dieser Rechte gehindert werden darf.

Habermas beschreibt das so: Ein performativer Widerspruch tritt auf, „wenn eine konstative Sprechhandlung ‚Kp‘ auf nicht-kontingenten Voraussetzungen beruht, deren propositionaler Gehalt der behaupteten Aussage widerspricht.“ Man kann sozusagen die Voraussetzungen, die durch das Sprachhandeln implizit akzeptiert werden, in Aussageform bringen – und diese Aussagen stehen dann im Gegensatz zu den expliziten Aussagen des Skeptikers, Relativisten, Nihilisten.

(Das ähnelt dem Argument von Descartes: Er sagt: auch wenn ich an allem zweifle, in diesem Zweifeln, das ein Denken ist, setze ich immer ein „ich denke“ voraus, das meine eigene Existenz impliziert: Also kann ich nicht an meiner Existenz als denkendes Wesen zweifeln: Cogito ergo sum – Ich denke also bin ich. Der Diskurstheoretiker würde sagen: Mit der Aussage „Ich existiere nicht“ erhebt der Sprecher einen Wahrheitsanspruch; gleichzeitig macht er, INDEM ER SIE ÄUSSERT, ein unausweichliche Existenzvoraussetzung, deren propositioneller Gehalt durch die Aussage: „Ich existiere“ ausgedrückt werden kann. Beide Sätze stehen in diametralen Widerspruch).

Also noch einmal und weiter gehend: Wer sich auf Argumentation einlässt, macht einige in jedem auf kritische Prüfung angelegten Argumentationsspiel unausweichliche Voraussetzungen, deren Inhalt den Aussagen des an aller Allgemeingültigkeit Zweifelnden widerspricht: Z.B. mindestens die logischen Regeln, die sein Argument zu einem gültigen machen.

Indem man argumentiert, lässt man sich auf eine vorausliegende (unhintergehbare) Voraussetzung ein, man bewegt sich im Medium der SPRACHE und bezieht sich auf die prinzipiell unbegrenzte Gemeinschaft aller Argumentierenden: Apel spricht vom „Apriori der Sprache“ und vom „Apriori der Kommunikationsgemeinschaft“: „A priori“ heißt „von vornherein“: diese Voraussetzungen bestehen bei jeder Argumentation von vornherein, vor dem konkreten Inhalt der Argumentation und unabhängig von ihm, und sie enthalten wieder einige nicht weiter zu beweisende Voraussetzungen.

Apel sagt:

„Etwas, das ich nicht, ohne aktuellen Selbstwiderspruch zu begehen, bestreiten und zugleich nicht ohne formallogische *petitio principii* [d.h. Voraussetzung von etwas, das erst zu beweisen wäre] deduktiv begründen [also durch logische Schlüsse von übergeordneten Prinzipien ableiten] kann, gehört zu jenen transzendentalpragmatischen Voraussetzungen der Argumentation, die man immer schon anerkannt haben muß, wenn das Sprachspiel der Argumentation seinen Sinn behalten will.“

D.h. klassisch in einer Reihe von Ableitungen aus ersten Prinzipien ist etwas vielleicht nicht beweisbar, aber es ist auch praktisch nicht bestreitbar, da man sich sonst in unentrinnbare Selbstwidersprüche verwickeln würde. So umgeht Apel das Münchhausen-Trilemma.

Man kann hier natürlich einwenden, dass man sich ja nicht auf Argumentation einlassen muss, dass es den schweigenden Skeptiker geben kann (und Habermas wendet das auch gegen Apel ein). Das ändert zwar etwas am absoluten Charakter der Letztbegründung etwas, aber nicht an der Schwierigkeit einer argumentativ vorgetragenen Gegenstandspunkts.

Zu den Voraussetzungen jedweder Argumentation gehört nun aber nicht nur ein minimales Set logischer Argumentationsregeln, sondern dazu gehören auch Voraussetzungen mit normativen, also letztlich moralischen Gehalt: Lassen wir uns ernsthaft auf Argumentation ein, so gehen wir unausgesprochen die Verpflichtung ein, uns als zurechnungsfähige Subjekte zu achten, uns

als gleichberechtigte Partner zu behandeln, einander Wahrhaftigkeit zu unterstellen und kooperativ miteinander umzugehen – das können wir ja nachher anhand unserer Diskussion über meinen Vortrag testen.

Apel zählt zu diesen unhintergehbaren Voraussetzungen, die jeder durch seinen Eintritt in die Argumentation macht, neben der Gleichberechtigung aller Kommunikationspartner auch die „MITVERANTWORTUNG für die argumentative (und in diesem Sinne für alle möglichen Argumentationspartner prinzipiell konsensfähige) Auflösung der in der Lebenswelt auftretenden moralisch relevanten Probleme“

Die Diskursethik ist somit nicht nur eine Ethik für Diskurse, sozusagen eine Spezialethik wie etwa die Wirtschaftsethik, sondern wie Apel sagt „eine Ethik der solidarischen Verantwortung derer, die argumentieren können, für alle diskursfähigen Probleme der Lebenswelt.“ Die Diskursethik ist also sozusagen eine allgemeine Ethikbegründung aus dem Geiste des Diskurses.

Damit leitet Apel nun unmittelbar ethische Grundnormen aus der Argumentationssituation ab, was Habermas übrigens für ein wenig gewagt hält. Habermas konzentriert sich vielmehr auf etwas anderes:

Es geht hier ja um die Verallgemeinerungsfähigkeit von Normen und das Verfahren der Verallgemeinerung. Zu dem, was als pragmatische unhintergehbare Voraussetzungen des Argumentierens anzusehen sind, gehört auch das, was Habermas den „Universalisierungsgrundsatz“ nennt:

Die Prinzipien D und U

Universalisierungsgrundsatz U: „So muß jede gültige Norm der Bedingung genügen – dass die Folgen und Nebenwirkungen, die sich jeweils aus ihrer allgemeinen Befolgung für die Befriedigung der Interessen eines jeden einzelnen (voraussichtlich) ergeben, von allen Betroffenen akzeptiert (und den Auswirkungen der bekannten alternativen Regelungsmöglichkeiten vorgezogen) werden können.“ (Habermas: Moralbewusstsein und kommunikatives Handeln, S. 97)

Die These ist nun, „dass jeder, der sich auf die allgemeinen und notwendigen Kommunikationsvoraussetzungen der argumentativen Rede einlässt und der weiß, was es heißt, eine Handlungsnorm zu rechtfertigen, implizit die Gültigkeit des Universalisierungsgrundsatzes unterstellen muß“ (Ebd.)

Nach Habermas kann die Diskursethik auf folgenden sparsamen Grundsatz gebracht werden:

Diskursethischer Grundsatz D: Eine Norm darf „nur dann Geltung beanspruchen, wenn alle von ihr möglicherweise Betroffenen als Teilnehmer eines praktischen Diskurses Einverständnis darüber erzielen (bzw. erzielen würden), dass diese Norm gilt“ (Habermas: Moralbewusstsein..., S.76)

Die Diskursethik grenzt sich nun in vielerlei Richtung ab: Von Dogmatik, Autoritätsgläubigkeit und vor- bzw. gegen-aufklärerischen Hierarchien des Zugangs zum Diskurs (keiner wird privilegiert, keiner ausgeschlossen – so ist der Diskurs gelebte Demokratie); Aber sie grenzt sich auch von einer pluralistischen Beliebigkeit ab, die die Möglichkeit gemeinsamer Wahrheiten und Normen bestreitet. Und auch von der neo-konservativen Variante, die statt dem Ausdiskutieren aller Normansprüche sich auf Konventionen, Üblichkeiten und ihre Anwendung auf den Einzelfall durch die gesunde Urteilskraft des Einzelnen verlässt. Zwar folgt die Diskursethik in vielem dem ethischen Universalismus von Kant und seinem Vertrauen auf die allgemeingültige Vernunft: Doch unterscheidet sie sich durch den intersubjektiven Zugang.

Habermas zitiert einmal zustimmend die diskursethische Umformulierung von Kategorischem Imperativ durch T. McCarthy: „Statt allen anderen eine Maxime, von der ich will, dass sie ein

allgemeines Gesetz sei, als gültig vorzuschreiben, muß ich meine Maxime zum Zweck der diskursiven Prüfung ihres Universalitätsanspruchs allen anderen vorlegen. Das Gewicht verschiebt sich von dem, was jeder (einzelne) ohne Widerspruch als allgemeines Gesetz wollen kann, auf das, was alle in Übereinstimmung als universale Norm anerkennen wollen.“ (T. McCarthy)

Habermas argumentiert, „dass die Begründung von Normen und Geboten die Durchführung eines realen Diskurses verlangt und letztlich nicht monologisch, in der Form einer im Geiste hypothetisch durchgespielten Argumentation möglich ist“.

Oder um es anders zu sagen: Wahrheit und moralische Richtigkeit wird nicht durch den Diskurs nur klargestellt, sondern entsteht hier erst eigentlich. Man spricht auch von einer Konsenstheorie der Wahrheit und der Moral.

Das Ergänzungsprinzip E in Teil B der Ethik

Apel reicht dieser Teil A der Ethik nicht, welcher nur auf Verfahren, Regeln der Universalisierbarkeit abhebt. Es werden hier vornehmlich Regeln und Prozeduren genannt, die für die Erzeugung gültiger inhaltlicher Normen ein Kriterium abgeben. (Es geht also nicht um inhaltliche Gründe für die direkte Normenerzeugung wie in Kants Ethik)

Er meint nun, diesen Teil um einen inhaltlich, teleologischen, also an ein bestimmtes ethischen Ziel – telos heißt griechisch das Ziel – orientierten Teil B ergänzen zu müssen:

In diesen Handlungsentlasteten, gleichberechtigten, zwang- und hierarchielosen Situationen diskutieren wir nur selten, selbst im philosophischen Seminar gibt es ja ein Machtgefälle zwischen Professor, Assistent und Student (ersterer kann zweiten entlassen und die Studenten schlecht benoten – was übrigens für die Volkshochschule nicht gilt).

Eigentlich ist aus dem Universalisierungsgrundsatz der Diskursethik eine bestimmte Handlungsnorm abzuleiten, die folgendermaßen zu beschreiben ist:

„Handle nur nach einer Maxime, von der du, aufgrund realer Verständigung mit den Betroffenen bzw. ihren Anwälten oder – ersatzweise – aufgrund eines entsprechenden Gedankenexperiments, unterstellen kannst, dass die Folgen und Nebenwirkungen, die sich aus ihrer allgemeinen Befolgung für die Befriedigung der Interessen eines jeden einzelnen Betroffenen voraussichtlich ergeben, in einem realen Diskurs von allen Betroffenen zwanglos akzeptiert werden können“ (Apel)

In Kontexten, die mit Machthierarchien verbunden sind, so zu handeln, als würden alle sich an die Regeln eines herrschaftsfreien Diskurses halten, kann für den Einzelnen wegen der Folgen für seine Selbsterhaltung sogar unzumutbar sein. Er weiß doch nicht, ob der andere sich auch an die Regeln hält – und das Risiko, dass das nicht so ist, ist zu groß. Wer immer nur kommunikativ, verständigungsorientiert handelt, während die anderen ihn strategisch raffiniert übers Ohr hauen, wird die Folgen bald zu spüren kommen.

Deshalb führt Apel das Ergänzungsprinzip E in einem Teil B seiner Diskursethik ein:

Wir sollen so handeln, dass die Bedingungen eines idealen herrschaftsfreien Diskurses sich allmählich real einstellen.

Diesem quasi revolutionären, radikaldemokratischen Prinzip stellt er einen weiteren sog. „Bewahrungsgrundsatz“ zur Seite, der besagt, dass man dabei auf die Bewahrung von lebensnotwendigen Voraussetzungen auch institutioneller Art zu achten hat: Es geht einerseits als basale Grundlage um die Erhaltung der Kommunikationsgemeinschaft, also der menschlichen Spezies – z.B. im Sinne einer ökologischen Verantwortungsethik a la Hans Jona („Das Prinzip Verantwortung“). Andererseits geht es auch – wie Apel in einer Faustregel formuliert – „die Erhaltung solcher Konventionen und Institutionen der menschlichen Kulturtradition, die, gemessen am idealen Maßstab (U) der Diskursethik, als vorerst nicht ersetzbare Errungenschaften anzusehen sind.“

Neben eine fast revolutionäre Emanzipationsstrategie tritt also ein quasi konservativ anmutendes Bewahrungsprinzip: Und das Ergebnis ist ein Reformismus, der vorsichtig Institutionen, Traditionen, Lebensweisen so umformen will, dass auf der Basis der Gleichberechtigung aller Menschen durch rationale Argumente und universalistische Grundsätzen entstandene Entscheidungen dominieren. Apel spricht explizit von der Berücksichtigung universalistischer Prinzipien wie der Menschenrechte und der politischen Berücksichtigung demokratischer Mitbestimmung.

Parlament und Runde Tische

Apel und Habermas sind so die Philosophen der kritisch rasonnierten Öffentlichkeit, der universellen Menschenrechte, der Demokratie und des diskutierenden Parlamentarismus – oder besser der konsensorientierten Runden Tische wie etwa während der Transformation der DDR (übrigens nicht so sehr wie die nur interessengeleiteten Bündnisse für Arbeit oder beim sog. Atomkonsens).

Der Feuilleton-Chef der Frankfurter Allgemeinen, Patrick Bahners, hat Habermas einmal den Sepp Herberger des Diskurses genannt: Wie Herberger sagte: Der Ball ist rund – so sagt Habermas: Der Tisch ist rund.

Schluss

Ich will nicht schließen, ohne – als Anregung für die Diskussion – zwei aktuelle Fragestellungen, welche Herausforderungen für die Diskursethik darstellen, angerissen zu haben:

1. Nach dem 11. September stellt sich die Frage nach der Universalität, der universellen Übertragbarkeit der sog. „westlichen“ Wert angesichts des ganz Anderen eines militanten religiösen Fundamentalismus neu.
2. In der Debatte um die Forschung an Embryonen, die nach einer niveaувollen Bundestagsdebatte – man kann fragen, ob sie einem Habermas'schen Diskurs nahe kam oder nur den Anschein dessen erweckte – durch eine Art Mittelposition (Einfuhr von Stammzellen aus zu einem Stichtag schon existierenden Zellkulturen unter bestimmten Bedingungen) entschieden wurde.

In dieser Debatte stellt sich die Frage, inwieweit das menschliche Embryo Diskursteilnehmer sein kann. Selber kann es seine Interessen nicht diskursiv einbringen und eine Stellvertreterpolitik einer advokatorischen Ethik verfehlt doch die Bedingung eines echten Diskurses mit allen Beteiligten. Oder ist dem Embryo wegen seiner Diskursunfähigkeit überhaupt der Status eines moralisch relevanten Subjekts abzusprechen?.

Habermas hat da letztes Jahr in seiner Marburger Rede mit dem Begriff der Antizipation der Vorwegnahme: Der Embryo müsse - "unabhängig von irgendeiner ontologischen Überzeugung über den Anfang personalen Lebens" - als jemand betrachtet werden, der in der Diskursgemeinschaft ein Stimmrecht hat: "Wir sollen ihn in Antizipation seiner Bestimmung wie eine zweite Person behandeln, die sich, wenn sie geboren würde, zu dieser Behandlung verhalten könnte." (Damit widerspricht Habermas klar der naturalistischen Prämisse, der zufolge Menschenwürde an aktualisierte Merkmale wie Ich-Bewusstsein oder Sprachfähigkeit gebunden ist.)

Mit diesen Andeutungen will ich schließen, nicht aber ohne einen letzten Satz: „Sie können mir garantiert nichts glauben“ – oder war dies nur wieder ein Beispiel für einen performativen Selbstwiderspruch.